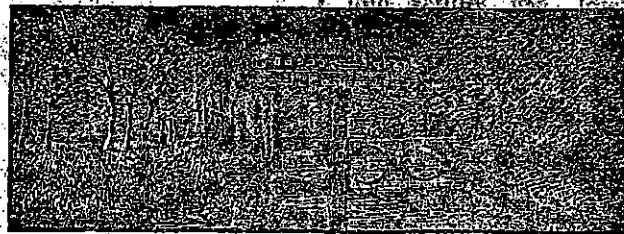


Brühler Heimatblätter

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur- und Volkskunde.

Er scheint jeden Monat als Beilage der „Brühler Zeitung“, auch gesondert zu beziehen zum Jahrespreis von 6 M., Einzelnummer 50 Pf.



Schriftleitung:
Seminar-Oberlehrer J. Meegen
Druck und Verlag:
Buchdruckerei P. Becker, Brühl

Nr. 2

Februar 1922

3. Jahrgang

Regintraud.

Eine Erinnerung an Alt-Bochem.

Von Dr. J. Greven.

Noch mancher wird sich erinnern, wie vor nunmehr neun Jahren bei Bochem ein alter Grabstein mit einer Inschrift gefunden wurde. Der Stein ist damals als Geschenk der Eisenbahndirektion Köln in das Bonner Provinzialmuseum gekommen, wo man ihn unter den Stein- und Denkmälern des Mittelalters aufstellte und so der allgemeinen Betrachtung zugänglich machte. Man hat ihn dadurch in der nächsten Umgebung des Fundortes schnell aus den Augen verloren; er verdient es aber, daß sich die Freunde der Brühler Heimatgeschichte ein wenig mit ihm beschäftigen. Das Sprichwort „Die Steine reden“ soll sich auch an dem auf Bochemer Boden gefundenen Denkmal bestätigen; es soll uns erzählen aus der Zeit, wo es in Brühl selbst noch keinerlei Ansiedlung gab, wo aber das Vorgebirge bereits mit einem Kranz menschlicher Niederlassungen geschmückt war.

Der Grabstein hat ursprünglich einem anderen Zwecke gedient; er war Gefsimstüd an einem mit Pilastern (pfeilerartigen, aus der Mauer hervortretenden flachen Säulen) geschmückten römischen Bauwerk und ist erst nachträglich für das Grabmal zurechtgehauen worden. Infolgedessen ist der Stein — ein Kalksteinblock von 118 Zentimeter Höhe, 59 Zentimeter Breite und 26 Zentimeter Dicke — ziemlich unregelmäßig.

Vor allem fordert die Inschrift unsere Beachtung heraus. Sie ist lateinisch, in großen Buchstaben (Majuskeln) geschrieben, enthält mancherlei Wörfungen und läßt die einzelnen Wörter zum Teil ungetrennt einander folgen. Sie lautet:

„In hunc tomolo requiescit in pace bone memorie nomen Rignediudis cara parentibus et nimium relicta amore, qui vixit in hunc saeculo annos XIII et migravit de huc mundo XV Kalendas Madias.“

Schon unsern Sextanern wird bei diesen Worten mancherlei auffallen, was mit dem in der Schule gelernten Latein nicht übereinstimmt; es ist in der Tat ein von Fehlern und Unregelmäßigkeiten strotzendes, barbarisches Latein, weit entfernt von den strengen Regeln der Grammatik. Gleich die ersten Worte zeigen einen schweren Verstoß: statt „in hoc tumulo“ liest man „in hunc (!) tomolo“, also das hinweisende Fürwort steht im Akkusativ, das zugehörige Hauptwort im Ablativ! Ein dicker roter Strich wäre da wohlverdient. Der selbe „Fehler“ begegnet uns bei „in hunc saeculo“ und statt „de hoc mundo“ heißt es „de huc (!) mundo“.

Nehmen wir nun diese und noch andere Abweichungen vom klassischen Latein in Kauf und verstehen wir die nicht ganz klaren Worte „nimium relicta amore“ nach ihrem mutmaßlichen Sinn, so erhalten wir folgende deutsche Uebersetzung:

„In diesem Grabhügel ruht in Frieden
Regintraud

seligen Angedenkens; ihren Eltern war sie teuer; sie scheiden von ihr in heißer Liebe. Sie lebte in dieser Zeitlichkeit sechzehn Jahre und wanderte aus dieser Welt am 17. April.“

Ein Mädchengrab also war es, über dem der Bochemer Stein vor vielen Jahrhunderten errichtet wurde. Bestimmt, vom Verlust einer hoffnungsvollen Tochter schwer geprüfte Eltern ließen ihn aufstellen zum Gedächtnis eines heiliggeliebten Kindes. Was wissen wir heute noch von dem Leben und Treiben der damaligen Bewohner unseres Vorgebirges? Verwischt und verweht sind die Spuren ihrer Erdentage; aber der Trauerfall in jener Alt-Bochemer Familie ist dank dem unverwischlichen Grabstein uns noch heute gegenwärtig. Wie hießen sie, die in der Vorzeit die Hänge der Bille besiedelten? Wir wissen keinen Namen als den einer dem Kindesalter entwachsenden Jungfrau, der sechzehnjährigen Regintraud.

„Regintraud“ — ein deutscher Name! Sein erster Bestandteil, der ursprünglich „ragin“ gelautet hat, bedeutet „Rat“ und kommt auch in anderen deutschen Namen vor, z. B. in Reginhard (Reinhard) und Reginhold (Reinhold). Regintraud bedeutet also die mit dem Räte Vertraute, die Ratskundige und würde, wenn der Name sich erhalten hätte, heute wohl Reintraud oder Reintaud lauten. Dieser echt deutsche Name steht nun mitten in einer lateinischen Inschrift, in der sie wie ein Fremdling wirkt. In der Tat, das Mädchen war trotz des römischen Denkmals keine Römerin, sie war deutschen Blutes, eine Tochter des fränkischen Stammes. Zwar hatte das Römerreich sich vorzeiten einmal über alles auf dem linken Rheinufer gelegene Land ausgedehnt und erst auf dem rechten Rheinufer hatte das Gebiet der freien Germanen gelegen. Das war aber anders geworden seit dem vierten nachchristlichen Jahrhundert. Um das Jahr 400 sehen wir von Osten her fränkische Horden den Rhein überschreiten und die römische Provinz Germanien überschwemmen. Widerstandslos bricht die Römerherrschaft zusammen und in den von den Römern gebauten Städten und Gehöften lassen sich die fränkischen Eroberer nieder. Sie waren Barbaren ohne Bildung und Gesittung, aber fähig, die von den Besiegten hinterlassenen Kulturgüter in ihrem Werte zu erkennen und zu ihrem eigenen Nutzen zu verwenden.

Aus diesen Zeiten, etwa aus dem Jahrhundert zwischen 500 und 600, stammt der auf einem fränkischen Grab-

selbst gefundene Bochumer Grabstein. Einem Frankenmädchen ist er gesetzt worden, aber die ihn setzten, hätten es nicht vermocht, eine fränkische Inschrift auf ihm einzumeißeln, man sprach zwar deutsch nach Frankenweise, man schrieb aber lateinisch, so gut ein auf ehemals römischem Boden lebender Franke dies eben verstand. Daher die holperige Grammatik, der ungeschickte Satzbau, der unlateinische, aber dem Lateinischen ungeschickt angepaßte Name! Berrät uns damit das Denkmal den Volks- und Kulturkreis, dem die sechzehnjährige Regintraud entstammt, so gibt es uns auch sicheren Aufschluß über das Religionsbekenntnis des Mädchens.

Oberhalb der Inschrift sieht man nämlich das sog. Monogramm Christi, die ineinander geschobenen (griechischen) Anfangsbuchstaben des Namens Christi X (= Ch) und P. (= R), den letzteren Buchstaben allerdings nur unvollständig ausgeführt. Von den oberen Enden des X hängen wie an zierlichen Ketten die Buchstaben Alpha und Omega, der erste und der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets, nach der Geheimen Offenbarung des hl. Johannes (1,8 und 21,6) Sinnbilder für Gott, in dem Anfang und Ende aller Dinge beschlossen sind. Dies alles ist umgeben von einem Blumenkranz, einem mit vielen kleinen Ringen besetzten Doppeltreife. Rechts und links davon steht eine Palme mit Blumenranken und oben darüber noch zwei aus kleinen Kreisen gebildete Rosetten.

Unterhalb der Inschrift sehen wir in einem aus kleinen Kreisen bestehenden großen Kreise eine aufrechtstehende Blumenranke, der sich rechts und links zwei Tauben zuwenden. Wie die Buchstaben über der Inschrift, so sind auch die Tauben christliche Sinnbilder. Den alten Christen war die Taube das Sinnbild der im ewigen Frieden lebenden Seele; oft erscheint sie auf Grabdenkmälern mit einem Delzweige im Schnabel.

So erweist sich uns der Grabstein der Regintraud als ein ehrwürdiges Denkmal des christlichen Glaubens in der Umgebung unserer Stadt. Und auch als solches redet der Stein zu uns aus früheren Tagen und läßt den Schleier von dem, was in den dunklen Abgrund der Vergangenheit hinabsank. Als die Franken in das römische, christlich gewordene Germanien eindrangen, waren sie selbst noch Heiden, aber sie ließen die kirchlichen Einrichtungen unangestastet. Wohl mußten die Unterworfenen ein hartes Los, oft die Sklaverei über sich ergehen lassen, aber die Religion der Besiegten wurde doch schon bald der Glaube der Sieger. Der Franke übernahm das Christentum als einen Bestandteil der überlegenen römischen Kultur, und wie die lateinische Sprache seine mühsam und unvollkommen beherrschte Schriftsprache wurde, so eignete er sich auch die von den Christen des Römerreichs entwickelten kirchlichen Formen an, ohne darum auch immer in das volle Verständnis der christlichen Lehre einzudringen. Regintrauds Eltern waren gewiß Christen; das bezeugen die gehäuft christlichen Sinnbilder auf dem Grabsteine und die formelhaften christlichen Wendungen der Inschrift. Vielleicht war aber ihr Herz nur in dem Sinne christlich, als ihre Zunge lateinisch war: beides, Sprache und Bekenntnis, nur ein übernommenes, aber nicht ganz verstandenes Erbe aus den Tagen der Römerherrschaft.

Einer jungen Toten zum Gedächtnis ist der Bochumer Grabstein hergerichtet und aufgestellt worden. Uns ist er heute ein redendes Denkmal der Vorzeit. Die sich ausbreitenden und wieder zurückweichenden Römer, die wie eine Naturgewalt vordringenden kulturbungrigen Franken, Römertum und Germanentum miteinander verknüpfendes siegreiches Christentum; von allen diesen geschäftlichen Mächten und Vorgängen erzählt uns der tote Stein. Und über dem Dröhnen der großen Weltgeschichte, von dem er zu erzittern scheint, überhören wir fast das, was er uns allein vorzaubern sollte: Plaudern und Lachen der kleinen Regintraud.

(Eine gute Abbildung des Grabsteines bei Sam Behner, „Das Provinzialmuseum in Bonn“, Heft 2, „Römischen und fränkischen Skulpturen“, Bonn 1917, Tafel XXXVIII, 1; vergl. dazu den Führer durch das Provinzialmuseum in Bonn, Band 1, Bonn 1915, S. 22 und Tafel XXX, 1, sowie Hans Behner, „Die antiken Stein Denkmäler des Prov.-mus. in Bonn“, Bonn 1911 S. 391.)

Rheinische Sitten und Gebräuche

(Fortsetzung.)

Viele Sitten und Gebräuche knüpften sich an die „Nachbarrechte“, die besonders bei Hochzeiten und Sterbefällen in Kraft traten: Ueber die Hochzeitsgebräuche, wie sie noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts in Kempen am Niederrhein bei reich und arm fortbestanden, bringt M. Alsdorfer in seiner Schrift „Leben des Kempener Arztes und Apothekers Dr. Otto Heinrich Dindelferg“ folgende interessante Aufzeichnungen: „Braut war es, daß vor der Heirat die Brautleute dreimal „vom Predigtstuhl fielen“, d. h., verkündigt wurden, und daß nach der ersten Verkündigung die „Vespa“, d. h. die Beglückwünschung derselben seitens der Verwandten und Freunde stattfand. Am Morgen des „Bruttes“, d. h. des Hochzeitstages wurde die Braut zum ersten Male in die Frauentracht gekleidet, die „Hoe“, eine über den Kopf bis auf die Füße herabhängende, vorn in zwei Quasten endigende Bedeckung, an deren Stelle später die nur bis halbwegs des Körpers herabgehende „Kalie“ trat; deren Gipfel über die Arme herabgingen. Zahlreiche Hochzeitsgäste waren regelmäßig, selbst nach dem kurfürstlichen Edikt von 1765, welches höchstens sechs Paar aus den nächsten Verwandten erlaubte, eingeladen. In langem Zuge zogen sie, das Brautpaar voran, über die von den Nachbarn mit Laub und Blumen besetzte Straßen zur Kirche. Nach geschehener Trauung bei der Rückkehr nach Hause wurde in der Regel von Brautpaar und Gästen unter die an der Kirche und in den Straßen angetroffenen Glückwünschenden Almengeld geworfen, während die Nachbarn den Hochzeitszug durch betäubendes Schießen bewillkommneten. Diese durch die Einrichtung, daß jedes Haus zum Zwecke der Stadtverteidigung ein Feuergewehr besaß, erklärliche Sitte des Schießens, findet sich auch bei Prozessionen, bei Ankunft eines hohen Herrn in der Stadt und anderen Gelegenheiten und wurde in bezug auf Hochzeiten, da sie ausarteten, im Jahre 1768 von Bürgermeister und Rat unter Androhung einer Strafe von zwei an die Stadt zu liefernden ledernen Brandeimern, indes vergeblich bekämpft. War das Hochzeitsmahl vorbei, so wurden Braut und Bräutigam, sie von der nächsten Nachbarin, er vom nächsten Nachbar, dreimal „om de Hoe geleit“, d. h. um die über dem offenen Herdfeuer in der Küche hängende, den Kochtopf tragende Senze geführt, nachdem vorher das Feuer gehörig geschürt worden war. Hierdurch wurden sie von den Nachbarn in die bestehenden Gewohnheiten von Haus und Hof eingeführt. Dabei wurde und zwar oft übermäßig Schnaps getrunken. Acht Tage nach der Hochzeit pflegte „Strausack“ zu sein, eine Bewirtung der jungen Leute, die gekränzt und gestreut hatten.“

Wertwürdige Gebräuche, von denen in einigen Gegenden noch manche erhalten sind, galten bei Sterbefällen. An der Türe des Hauses, in dem jemand gestorben war, wurde das „Vestbreit“ (ein schwarzes Brett mit einem Totenkopf, einer Sanduhr und einer Kerze bemalt, mit der Inschrift: „R. i. p.“ oder „Heute mir, morgen dir.“ und dergl.) aufgestellt, welches bis zum Begräbnistage stehen blieb. An vielen Orten des Niederrheins besteht

dieser Brauch heute noch. Die Nachbarn hatten die Pflicht, den Verstorbenen zu „beläuten“, ihm das Totenhemd anzuziehen und ihn in den Sarg zu legen. Das Halten der uralten Zeiten stammenden Totenwachen ist nicht mehr üblich. Sie wurden früher in der ersten Nacht von den nächsten, in der folgenden Nacht von den zweitmächsten Nachbarn besorgt. Ihre Aufgabe war u. a., das im Leichenzimmer brennende Licht in Ordnung zu halten; im übrigen blieben sie in der Wohnstube, spielten Karten, rauchten und plauderten. Für die Nachbardienste erhielten sie Branntwein und Tabak, in jüngerer Zeit des Morgens den Kaffee. Die nächsten Nachbarn waren auch verpflichtet, die „Lich te beschwören“, d. h. Verwandte, Freunde und Nachbarn zum Begräbnis einzuladen. War die Leiche von außerhalb des Dorfes, so wurde sie auf einer zweiräderigen Karre, die mit einem oder zwei Pferden bespannt war, bis zur Kirche gefahren. Der Sarg ruhte auf mehreren armdicken Strohbindeln. Diese „Stroh-wische“ durften nicht wieder nach Hause zurückgebracht, sondern mußten unterwegs, gewöhnlich an einem Wegekreuze oder an einem Kreuzwege, in den Graben geworfen werden.

(Schluß folgt.)

Seminar-Direktor a. D. Schulrat

Dr. Johannes Schmitz †

Von Joseph Weber, Lehrer a. D., Bonn.

Der verstorbene, in weiten Lehrerkreisen bekannte und geachtete Lehrerbildner und Pädagoge war geboren am 7. September 1847 in Duisdorf, Landkreis Bonn, unweit der Stadt Bonn. Er besuchte die Volksschule seines Heimatdorfes bis zur Entlassung. Im Nachbardorf Lessenich wohnte und wirkte damals ein besonders hochgeschätzter Lehrer Klemmer, der den von Schulpfleger Weber eingerichteten Präparanden-Kursus leitete. Dieser Umstand mag wohl den fähigen und strebsamen Knaben, der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammte, zu dem Entschluß geführt haben, Lehrer zu werden.

So besuchte er denn mit großem Erfolge den genannten Kursus und wurde ein Lieblings-Schüler der Kursus-Lehrer. Damals wurden die Lehrer-Aspiranten, sobald sie sich dazu fähig erwiesen, als sog. Unterlehrer zur Führung einer Schullasse (1. und 2. Schuljahr) berufen, und auch Johannes Schmitz war als solcher kurze Zeit tätig im benachbarten Bitterschlag und später etwa eineinhalb Jahr in seinem Heimatdorf, bis er 1866, wohl vorbereitet ins Lehrer-Seminar zu Brühl eintrat. Meier, Schumacher, Hoffmann, Töpfer u. a. waren seine Lehrer. Schmitz war mit dem Entschluß, ein ganzer Lehrer zu werden, ins Seminar eingetreten, und mit eisernem Fleiß erstrebte er dieses Ziel, sodaß er im Herbst 1868 mit dem glänzendsten Zeugnis entlassen wurde. Damals bewarben sich die Städte und größeren Gemeinden beim Seminarleiter um einen Lehrer, bevor dieser noch die Schlußprüfung im Seminar abgelegt hatte, und Herr Seminardirektor Meier empfahl der Kölner Behörde unsern jungen Lehrer J. Schmitz. Nach einigen Wochen der Erholung trat er in St. Gereon in Köln seine Stelle als Lehrer der Kleinen an, vertauschte aber nach einem Jahre diese mit einer entsprechenden Stelle in Bonn an der Stiftsschule, um seiner Heimat näher zu sein. Hier wirkte er drei Jahre mit großem Lehr-erfolg, stets auch auf seine Weiterbildung bedacht. Nach bestandener 2. Prüfung fand der gut empfohlene Lehrer dann Anstellung an der damals in Bonn bestehenden höheren Fortgarnison-Privatschule, die einige Jahre später von der Stadt übernommen und vor und nach zu dem heutigen Städtischen Gymnasium umgewandelt wurde.

In dieser Zeit reifte in dem strebsamen und trefflich veranlagten Volksschullehrer Schmitz der Entschluß, die günstige Gelegenheit des Bonner Aufenthaltes auszunutzen zur Vorbereitung auf das höhere Lehramt. Dieses Vorhaben fand freundliche Aufnahme und kräftige Unterstützung bei seiner damaligen Braut und nachmaligen Gattin. Sein klarer Verstand und sein überaus treues Gedächtnis, verbunden mit konsequentem Streben brachten es zuwege, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit die unteren und mittleren Klassenziele des Gymnasiums privatim erledigte, um dann auf dem Gymnasium zu Montabaur in zwei Jahren die beiden Primen zu absolvieren und das Reifezeugnis zum Besuch der Hochschule zu erwerben.

In den Jahren 1878—84 widmete er sich den wissenschaftlichen Studien in den alten Sprachen, in alter und neuer Geschichte, Philosophie und Pädagogik, in der französischen Sprache; aber sein Lieblingsstudium war das Alt- und Mittelhochdeutsche und dessen Entwicklung zum Neuhochdeutsche. Was er namentlich im Studium des Deutschen leistete, mag aus dem Umstand zu erkennen sein, daß Prof. Willmanns, sein Lehrer in diesem Fach, ihn zu veranlassen suchte, sich als Privatdozent zu habilitieren. Aber weil seine materiellen Mittel ihm das nicht gestatteten, so trat er nach abgelegtem Staatsexamen und nach Erlangung des phil. Doktorgrades sein Probejahr am Apostel-Gymnasium in Köln an, wurde aber schon nach dreiviertel Jahren ans Gymnasium nach Siegburg berufen, wo er, von September 1885 bis Januar 1889 wirkte. — Damit folgte seine Berufung als Kreis-Schulinspektor nach St. Wendel. In dieser Stellung trat er wieder der Volksschule und ihren Lehrern näher und fand Gelegenheit, seine umfassenden Kenntnisse in Pädagogik und Psychologie, sowie seine reiche Erfahrung auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung zu verwerten zum Segen der Schule und ihrer Lehrer.

Wie die Schulbehörde seine Wirksamkeit beurteilte, geht aus dem Umstande hervor, daß das Provinzial-Schulkollegium zu Koblenz ihn am 1. Juli 1890 als Seminardirektor nach Vinnich als Nachfolger von Dr. Beck ernannte. Und damit übernahm er die Aufgabe, junge Männer durch Belehrung und Beispiel zu tüchtigen, gewissenhaften Lehrern heranzubilden, und dies sollte seine Lebensaufgabe werden. Denn als er hier neun Jahre segensreich gewirkt hatte, wurde er in besonderem Vertrauen als Seminardirektor nach Kornelimünster berufen, und drei Jahre später fand er in gleicher Eigenschaft am Lehrerseminar zu Brühl Anstellung, an der Anstalt, aus der er als junger Lehrer ins Lehrerleben eingetreten war. Bei dieser ehrenvollen Berufung wurde ihm der Titel „Schulrat“ verliehen, und zwei Jahre später ehrte ihn das Vertrauen der Behörde durch Verleihung des Roten Adlerordens 4. Klasse. Noch 13 Jahre war er hier tätig, so daß er, als er 1915 in den wohlverdienten Ruhestand trat, auf eine Wirksamkeit von länger als 25 Jahren als Seminardirektor zurückblicken konnte. In Anerkennung der langjährigen Verdienste erhob ihn die Gnade des Königs zum Ritter des Hohenzollernschen Hausordens.

Im Jahre 1912 entriß ihm der plötzliche Tod seine treue und besorgte Lebensgefährtin, ein harter Schlag für den kinderlosen alten Herrn. Die Leiche wurde in Bonn in der Familiengruft beigesetzt.

Das war wohl mit ein Hauptgrund, daß der Seminardirektor a. D. seine Ruhelage in Bonn verleben wollte.

Zahlreich waren die Nachrichten, welche er während des schrecklichen Krieges seitens junger Lehrer vom Kriegsschauplatz erhielt, und stolze Freude erfüllte sein Herz, wenn solche, die sich schon als Seminaristen durch Tüchtigkeit und gute Führung auszeichneten, in besondere Vertrauensstellungen oder gar zum Offizier aufrückten. Ueberhaupt blieb er mit vielen seiner ehemaligen Schüler (und nicht mit den schlechtesten) in näherer Berührung und persönlichem

und brieflichen Verkehr, und viele derselben verdanken seiner Anregung und seinem väterlichen Rat Weiterbildung und Förderung im Berufe. Ein wissenschaftliches Werk, an dem er die ersten Jahre seines Ruhestandes eifrig arbeitete u. das er zur Drucklegung bereitmachen wollte, ist infolge geschwächter Gesundheit leider nicht zu Ende geführt. Hoffentlich findet sich jemand, der dasselbe in seinem Geiste vollendet!

Der staatliche, wirtschaftliche und moralische Zusammenbruch unseres Vaterlandes hat dem Manne der Ordnung und Autorität manche schwere Stunde bereitet, und auch die Bestrebungen gewisser Kreise zur Entchristlichung der Schule konnten bei ihm, der die Bedeutung der Religion für die sittliche Erziehung unserer Jugend zu taxieren wußte, das höchste Mißfallen erregen.

Eine kurze Krankheit, Grippe und Lungenentzündung, machte seinem lattenreichen Lehrerleben ein unerwartet schnelles Ende; er starb am 20. Januar, rechtzeitig mit den hl. Sterbesakramenten versehen, und wurde am 23. auf dem alten Bonner Friedhofe bei seiner Gemahlin beigesetzt. Zahlreiche alte und junge Freunde und dankbare Verehrer des Verstorbenen, auch der Kölner Regierungs-Schulrat, Herr Geheimrat Schäfer, gaben ihm das Trauergeleit. Möge er bald die Herrlichkeit genießen, die denen verheißen ist, „die viele zur Gerechtigkeit führten“!

R. I. P.

Nachricht des Herausgebers. Schulrat Schmitz war ein Mann der Arbeit und der Ordnung, streng gegen seine Schüler, aber noch strenger gegen sich selbst. Er hatte das Wohl seiner Schüler im Auge, wollte aus ihnen tüchtige Lehrer machen, die sich selbst führen konnten. Das mögen manche verkannt haben, besonders da er in den Mitteln nicht immer das Rechte traf. Aber sein Herz galt seinen Schülern; mit Tränen in den Augen hat er mir manche Briefe vorgelesen; die er von seinen Schülern aus dem Felde erhielt, und die Nachricht über gefallene Schüler erschütterte ihn auf das tiefste. In Unterricht ging ihm richtiges Denken und Klare, bestimmte Ausdrucksweise über alles. Es war ein Meister der Pädagogik. In der Unterhaltung war die Schule das vorherrschende Thema, auf Spaziergängen befandete er ein reges Interesse für die Natur der Heimat. Er war ein ganzer, großer, echt deutscher Mann.



Persönliches.



Am 17. Dezember 1921 starb zu Koblenz der im Jahre 1854 zu Brühl geborene Musikdirektor Professor Franz Litterscheid. Die Grundlage seiner musikalischen Bildung erhielt er als Seminarschüler und Präparand im Lehrerseminar zu Brühl durch den Musikdirektor Löpker. Ueber vierzig Jahre hindurch wirkte er als Chorleiter und Organist an der Liebfrauenkirche zu Koblenz, von 1878—84 und 1889—99 dirigierte er den Männergesangsverein Rheinland, von 1899—1904 die Koblenzer Liedertafel. Bei mehr als 100 Gesangswettstreiten war er als Preisrichter tätig. Auch als Komponist von Klavierstücken, Liedern, Chören, Märschen und einer Oper „Adenbrödel“ hat er sich einen guten Namen erworben. Von dem staatlichen „Conservatorium Valencia“ in Spanien wurde er 1892 in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Musik zum „Professor honoraria“ ernannt.



Heimatliteratur



Hugo Otto, Naturdenkmäler der Heimat am Rhein. M.-Gladbach, 1922. Volksvereinsverlag. R. 80, 230 S. Gebunden 16 Mk.

In einem warmen Geleitwort verlangt der Verfasser weitgehende Aufklärung des Volkes über Naturschutz und Denkmalpflege und tritt für die möglichste Erhaltung aller natürlichen Verhältnisse und des Naturlebens der rheinischen Heimat ein, damit sie bunt und vielgestaltig bleibe. Dann hält er Umschau unter den Naturdenkmälern der Natur in rheinischen Ländern, besonders im Gebiete des Niederrheins: in der Säugetier-, Vogel- und übrigen Tierwelt, im Baumbestand der Heimat, in heimatischen Sträuchern und Kräutern und bei erdgeschichtlichen Naturdenkmälern des Niederrheins. Durch manche gemütvollen Schilderungen und Erzählungen von Eigenbeobachtungen aus dem Naturleben weist er die Naturdinge den Herzen näher zu bringen und den Vehrer für Natur- und Heimatpflege zu begeistern. Daher wünschen wir dem Buch die weiteste Verbreitung in Schule und Haus.

Dr. E. Lühgen: Gotische Plastik in den Rheinlanden. 4. Heft der Rheinischen Heimatbücher Bonn (Verlag von Friedrich Cohen). 1921. Preis 24 M.

Auf das Heft Brühl, das hier bereits empfohlen besprochen wurde, ist als 4. Heft der Rheinischen Heimatbücher ein Werk erschienen, das sich mit der gotischen Plastik in den Rheinlanden befaßt. Der Verfasser, der sich durch viele schöne Untersuchungen um die Erforschung der rheinischen Kunst des Mittelalters verdient gemacht hat, zeigt seine Vertrautheit mit dem Stoff sowohl in der 16seitigen Einführung, als auch in der Auswahl der Kunstwerke, die auf 80 Vollbildern zur technisch vollen Darstellung gebracht sind. Er legt in Wort und Bild dar, wie der ird- und landsfremde romanische Stil um die Wende des 12. Jahrhunderts von der Gotik abgelöst wurde, als der abendländische Mensch zur Lebens- und Sinnesfreude erwachte, sein künstlerisches Erlebnis an die Natur und die Wirklichkeit anknüpfte und dadurch eine Schöpferkraft gewann, die durch 4 Jahrhunderte in stetiger Steigerung eine unübersehbar reiche Fülle schönster Kunstschöpfungen hervorbrachte. Das Rheinland nimmt in der Geschichte der gotischen Kunst eine — auch auf anderen Gebieten beobachtete — Sonderstellung ein: deutsche Strenge und Grübelsinn, die mit innerster Anteilnahme und Leidenschaft die körperliche Gestaltung ihrer Schöpfungen durchgeistigten und in dem Streben nach Wahrheit des Gefühlsausdrucks auch vor der die natürliche Bildung verzerrenden Grinasse nicht zurückzucken, verbanden sich mit der vom Westen her einströmenden Freude an der Schönheit der äußeren Form und an der Uebereinstimmung mit der natürlichen Gestaltung. Damit gewann die rheinische Gotik einen sonst ungekannten Reichtum künstlerischer Ausdrucksweisen; und in den rheinischen Werstätten entstanden plastische Gebilde, „die an Reichhaltigkeit und Schönheit der Form, wie an Innerlichkeit und Tiefe des Gefühls die Kunst der Nachbargebiete zu übertreffen in der Lage waren.“ Nimmt man hinzu, daß verschiedene innere Veranlagung und abweichende äußere Einflüsse innerhalb des Rheinlandes einer Sonderung der drei Kunstkreise des Niederrheins, des Mittelrheins und der vermittelnden Kölner Schule führten, so ergibt sich eine fast verwirrende Vielgestaltigkeit, die aber in der inneren Größe und sinnvollen Schönheit der Werke die schönste Einheit findet.

Diese kurzen Angaben können die Stofffülle nur andeuten, die Lühgen formvollendet meistert, und sollen zur näheren Befassung mit dem Werke anregen. Dem Verfasser wie dem Verlag gebührt für die in jedem Sinne wertvolle Gabe der Dank der rheinischen Kunstfreunde.